
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 189. Bromberg, den 18. August 1936

Die Nußknacker-Insel

Ein abenteuerlicher Roman von **Karl Vivian.**

(13 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er dachte daran, wieviel sie noch sehen und lernen mußte. Was würde sie erst sagen, wenn sie den ungeheuren Verkehr in den Straßen Londons sähe? Wenn sie ein: Militärkapelle hören und Truppen marschieren sehen würde? Mit neun Jahren hatte sie Europa verlassen. Welche Wunder würde sie erleben, wenn sie nach sechzehnjähriger Abwesenheit dorthin zurückkehrte! Wieviel Freude würde es ihr machen, das alles kennenzulernen. In ihrem Innersten war sie offen und empfänglich wie ein Kind. Ohne die Gesellschaft von Mädchen und Knaben gleichen Alters war sie aufgewachsen, daher brauchte sie nichts vor ihren Mitmenschen zu verbergen, weder ihre Gedanken noch ihre Gefühle. Nur in dem einen Punkt war sie fest, weil sie durch ein Versprechen gebunden war. Er hatte es kaum für möglich gehalten, daß es einen Menschen gab, der so aufrichtig und zutraulich war.

„Nun weiß ich wenigstens, was eine Kellerklappe ist", sagte sie belustigt, „und daß dieser Felsen nur so aussieht. Aber es ist ein häßlicher Name."

„Aber warum haben Sie nicht Ihren Vater oder Ihre Mutter danach gefragt? Die hätten es Ihnen doch leicht sagen können."

„Eines Tages kam mir der Gedanke, während ich mit Horatius sprach, und ein paarmal, als ich mitten in der Nacht aufwachte, aber niemals zu einer Zeit, wenn ich meine Eltern fragen konnte." Sie machte eine lange Pause, und dann wandte sie sich plötzlich dem Eingang der Lichtung zu. „Es ist jetzt aber Zeit, daß Sie zurückgehen. Ich begleite Sie noch bis zu den Hügeln."

Das klang fast, als ob sie ihm mißtraute, als ob er einen Versuch machen könnte, zum Schloß zu gehen, statt zu Malones Hütte.

„Warum wollen Sie das tun? Ich freue mich natürlich, wenn Sie bei mir sind, aber —"

„Nicht aus diesem Grunde", sagte sie ernst, „auch nicht, weil ich Ihre Gesellschaft schätze, sondern Raphaels wegen —" Sie brach plötzlich ab.

„Ach so, Sie fürchten, daß er mir wieder einen Hinterhalt gelegt haben könnte? Es war eine große Beruhigung für ihn, daß sie ihn nicht im Verdacht hatte. „Aber das dürfte er doch kaum wagen —"

„Ich glaube, Sie werden verstehen, daß er Böses gegen Sie im Schilde führt", sagt sie nach einem kurzen Schweigen. „Deshalb begleite ich Sie bis zum höchsten Punkt der Hügel. Auf dem weiteren Wege haben Sie keine überhängenden Bäume zu fürchten; man kann ihn von den Klippen aus übersehen."

Sie gingen nebeneinander durch die Waldlichtung.

„Jetzt habe ich Ihnen den Weg hierher gezeigt, und Sie können kommen, wann Sie wollen." Sie zeigte auf einen Wellblechschuppen, der fast ganz zwischen grünem Laub verborgen war. „Dort drinnen sind Klappstühle und Rohrsessel. Ich habe auch einige meiner Lieblingsbücher dort verwahrt, die ich hier gelesen habe. Die Tür ist nicht verschlossen."

Er bog nach dem Schuppen ab.

„Haben Sie etwas dagegen, daß ich mir Ihre Lieblingsbücher ansehe?"

„Tun Sie das erst, wenn Sie wieder hierherkommen. Sie müssen noch bei Tageslicht zu den Hütten zurückkommen, das ist wichtig."

Sie hatte die letzten Worte in dringendem, fast befehlendem Ton gesprochen, und er wußte, warum sie so ängstlich war.

Schließlich kamen sie auf den Hauptweg, der über den Sattel, dem höchsten Punkt der Insel, hinwegführte.

„Haben Sie den Wunsch, wieder zu der Lichtung zurückzukehren, wenn die Regenzeit nicht einsetzt?"

„Ja, besonders, wenn ich Sie hier finden kann."

„Wenn ich nicht da bin, finden Sie jedenfalls viele Bücher. Es ist aber möglich, daß ich morgen nachmittag komme."

Damit wandte sie sich um und eilte nach dem Schloß zurück, bevor er noch etwas sagen oder sie zurückhalten konnte.

12.

In Gedanken versunken, wanderte Wharton so langsam dahin, daß die Dunkelheit fast hereingebrochen war, bevor er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Auf dem Meer tobten die Wellen, das Rauschen der Brandung war bis hierher zu hören, und die Schaluppe riß unruhig an ihrer Ankerkette. Die Wasserfläche war jetzt bleigrau und wurde immer dunkler, als die letzten Sonnenstrahlen verglühten. Plötzlich tauchte ein Licht auf. Ningi, der Koch, hatte die Petroleumhängelampe in Malones Zelt angesteckt. Der Schein fiel durch die geölte Leinwand der Hütte. Malone war also von seinem Besuch auf dem Schloß zurückgekehrt. Vielleicht hatte Ningi auch die Lampe angezündet, weil er auf die Rückkehr seines Herrn wartete. Hope und Malone brauchten auf dieser Insel nach Einbruch der Dunkelheit nichts zu fürchten.

Gewaltsam wurde er aus seinen Gedanken gerissen, denn plötzlich blitzte es auf, und ein Geschoß sauste dicht an seinem Kopf vorbei. Der Knall des Pistolenschusses zerriß die Stille des Abends. Wharton schrak zurück, aber eine zweite Explosion folgte. Blitzschnell wandte er sich nach dem Angreifer um, dann taumelte er, sank zusammen und fiel der Länge nach ins Gras. Er rollte zur Seite und lag dann vollkommen still. Zwei Sträucher wurden in Brusthöhe auseinandergebogen; zwischen ihnen erschien ein Kopf, der sich von dem dunklen Himmel abhob. Der Mann, der sich bisher versteckt gehalten hatte, trat ein paar Schritte vor. Wharton konnte erkennen, daß der Schütze außergewöhnlich schmal war und vor allem unverhältnismäßig lange Beine hatte. Es war da Silva, der sich niederbeugte. Den Browning hatte er noch in der Hand und hielt ihn schußbereit, falls es nötig sein sollte, das böse Werk zu vollenden. Aber die ausgestreckte Gestalt lag vollkommen ruhig am Boden. Als da Silva das be-

merkte, überquerte er den Weg und neigte sich nieder, um festzustellen, ob Wharton noch lebte . . .

Wie ein Tiger sprang der junge Mann auf, packte mit der Rechten da Silvas Handgelenk und drehte es mit aller Gewalt herum, so daß er dem alten Mann beinahe die Knochen gebrochen hätte. da Silva ließ die Schußwaffe fallen. Mit einem kurzen Ruck zog Wharton ihn zu Boden, dann sprang er auf und tastete nach der Waffe im Gras. Er hatte Glück, daß er sie sofort fand. Da Silva war noch zu benommen, als daß er sich hätte erheben können. Wharton setzte ihm den Fuß auf den Leib, so daß der Alte sich krümmte und stöhnte.

„Es könnte mich jetzt nichts hindern, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, Sie gemeiner Lump!"

da Silva bedeckte die Augen mit den Händen und wimmerte. Wharton nahm den Fuß beiseite und beugte sich zum Boden, bis die Mündung seiner Pistole fast das Gesicht des Halben berührte.

„Aufstehen!" befahl er. „Wollen Sie sich wohl erheben, Sie altes Schwein! Vorwärts! Wenn Sie nicht sofort aufstehen, schieße ich!"

Mühsam und stöhnend richtete sich da Silva auf.

„Gehen Sie voraus nach den Hütten," sagte Wharton kurz, „und denken Sie daran, daß ich die Pistole gezogen habe und auf die Mitte Ihres Rückens feure, sobald Sie irgendwie meinen Befehlen nicht nachkommen."

da Silva gehorchte und ging auf Malones Hütte zu. Als sie noch etwa zweihundert Meter davon entfernt waren, begann da Silva plötzlich zu sprechen.

„Mr. Wharton?"

„Was wollen Sie?" fragte Wharton barsch.

„Wenn ich Ihnen ehrenwörtlich verspreche, nicht wieder auf Sie zu schießen, wollen Sie mir dann meine Pistole zurückgeben?"

„Vorwärts, Sie verdammter Hund!" brüllte Wharton, und da Silva beschleunigte seine Schritte. Wharton hätte fast laut aufgelacht über diese unglaubliche Unverschämtheit. „Ein Ehrenwort von Ihnen kenne ich nicht, damit kommen Sie bei mir nicht weiter."

„Hallo, wer ist denn da?" rief Malone von der Hütte aus, als die beiden näherkamen.

„da Silva und Wharton," rief der Rechtsanwalt. „Vorwärts, da Silva, direkt in die Hütte, wenn ich Ihnen nicht ein Loch ins Fell schießen soll!"

Malone betrachtete die beiden erstaunt, als sie in den Lichtkreis der Tür traten. „Haben Sie vorher geschossen, mein Junge? Ich hörte vor einiger Zeit zwei Explosionen."

„Nein, das war dieser braune Affe. Er wollte mich über den Haufen knallen. Die beiden Schüsse gingen daneben, ich tat aber, als ob ich schwer verwundet wäre. Als sich der Kerl dann über mich bückte, packte ich ihn am Kragen."

„Das ist allerdings eine unerhörte Gemeinheit," sagte Malone ernst und folgte Wharton ins Innere der Hütte, wo da Silva bereits unter der Lampe stand. Er warf dem Halben einen wütenden Blick zu, dann sah er auf die Pistole, die Wharton noch immer auf den Gefangenen gerichtet hielt.

„Mit dem Schießeisen wollte er Sie wohl ins bessere Jenseits befördern?" fragte er.

„Ja. Die eine Kugel sauste dicht an meinem Kopf vorüber."

„Das ist ja ein ganz unglaublich frecher Lümmel. Nun möchte ich Ihnen aber noch etwas sagen. Wenn Sie die Waffe gebrauchen, müssen Sie niedriger zielen. Nehmen Sie den Gürtel aufs Korn, so geht der Schuß durchs Herz. Wollen Sie den Kopf treffen, so müssen Sie auf die linke Schulter halten. Die Waffe schießt hoch und nach rechts, sonst hätte er Sie getroffen. Vielleicht war er auch zu aufgeregt."

„Der Mann lügt," sagte da Silva plötzlich unnötig laut. „Er war es, der die beiden Schüsse auf mich abgab. Er versuchte, mich umzubringen! Es war niemand in der Nähe, der die Sache bezeugen kann, aber als er mich zweimal verfehlte, drohte ich, Sie zu rufen, Malone, und daraufhin wagte er nicht mehr, zu schießen."

„Das ist ja die Höhe!" rief Malone wütend. Dann wandte er sich sarkastisch lachend an Wharton. „Ich wußte ja, daß Sie auf die da Silva ärgerlich waren, aber ich hätte niemals gedacht, daß Sie sich soweit erniedrigen würden, den Kerl hier im Dunkeln zu ermorden. Und die Waffe gehört Ihnen, da Silva?"

Der Halbe nickte eifrig.

„Sagen Sie ihm, daß er sie mir zurückgeben soll, Mr. Malone. Ich werde dann nicht mehr auf ihn feuern, wenn Sie es mir nicht erlauben."

Malone wandte sich plötzlich nach ihm um und spie ihm ins Gesicht. „Sie gemeiner Hund, wie können Sie so frech lügen? Aus Ihren eigenen Angaben geht ja Ihre Schuld hervor! Das ist doch Ihre Waffe — haben Sie die vielleicht draußen im Dunkeln Mr. Wharton gegeben und ihm gesagt, daß er auf Sie schießen soll? Sie sind ja so furchtbar dumm, daß Sie sich nicht einmal richtig herauslügen können. Wahrscheinlich hat Mr. Wharton auch versucht, Ihren Raphael mit einem Speer zu durchbohren, als er mit Miß Hope den Weg über die Höhen entlangging. Sie stinkiger Pavian, Sie blöde Mißgeburt eines Affen! Ningi," rief Malone und wandte sich zur Tür. „Ich werde dafür sorgen, daß Sie diese Nacht kein Unheil mehr anstiften können, und morgen führe ich Sie Mr. Stone vor."

„Tuan?" fragte Ningi, der in die Hütte getreten war.

Malone gab ihm in Malaisch einen Auftrag. da Silva brummte, aber Malone kümmerte sich nicht um ihn.

„Sie können noch die ganze Nacht über brüllen und schreien, Sie Sohn einer Spinne und eines Nachtgespenstes. Seien Sie jetzt hier ruhig, sonst vertrommle ich Ihnen das Fell solange, bis Sie windelweich sind."

Die drei standen schweigend unter der Lampe und warteten, bis Ningi zurückkehrte. Schon von draußen hörten sie das Rasseln von Eisenketten, und als er in die Hütte hereinkam, warf er Ketten und Fesseln auf den Fußboden. Malone suchte ein Paar Fußeisen daraus hervor, die mit einer schweren Kette zusammengehalten wurden. Dann öffnete er sie wie Handfesseln und ging auf da Silva zu.

„Sie werden Ihnen gerade passen, leider sind sie schon sehr verrostet. Schießen Sie diesen alten Schakal sofort über den Haufen, wenn er sich untersteht, sich zu rühren, Wharton. Diese hübschen Dinge hat er gebraucht, um seine Taucher zu fesseln, bevor Mr. Stone hierher kam. Ich habe sie als Andenken aufgehoben." Malone bückte sich und schnappte die eine Fußfessel von da Silvas rechtem Bein zu. „So, nun den anderen Fuß. Der Schlüssel zum Öffnen ist verloren, und es wird lange Zeit dauern, bis Sie die Dinger wieder herunterbekommen. Gib mir jetzt die Eisenstange, Ningi!"

Wharton reichte sie ihm schnell. Sie war etwa einen Meter lang und lag neben einem starken Hammer am Boden. An dem Stab war eine Kette von etwa eineinhalb Metern Länge befestigt. Malone trat einen Schritt zurück und betrachtete die Fußfesseln des Gefangenen.

„So, nun wollen wir gehen," sagte er und nahm den Hammer und die lange Kette.

„Vorwärts, da Silva!" Er wartete, daß der Alte vorausgehen sollte, aber der schüttelte den Kopf.

„Es muß doch selbst dem Dümmsten einleuchten," sagte er, „daß es mir unmöglich ist, mich in diesen Fesseln vorwärtszubewegen."

„Ich werde dir altem Gerippe bald Beine machen," erwiderte Malone drohend, schnallte seinen Ledergürtel ab und schwang ihn in der Luft. da Silva schrie laut auf, als ihn der Messingverschluß zwischen den Schultern traf.

„Nun, willst du wohl vorwärtsgehen, du Schwein? Sonst vergerbe ich dir das Fell, bis die Pelle abspringt!"

da Silva schlürfte zur Tür hinaus, und Malone folgte ihm.

„Kommen Sie, Wharton. Zu Ihrer Hütte, Sie hinterlistiger Schakal!" rief er da Silva zu.

Bald darauf erreichten sie da Silvas Wohnung und gingen hinein.

„Treten Sie drüben an das Bett," befahl Malone herrisch, so daß da Silva keine Gegenrede wagte. Der Halbe sah aschgrau aus vor Furcht. Malone zog die Kette zwischen den Fußfesseln des Gefangenen durch, schob die Eisenstange durch die Endglieder der Kette und setzte das Ende des Eisenstabes dicht am Fußende von da Silvas Bett auf den Boden. Mit wuchtigen Schlägen trieb er die Stange in den Fußboden, dann trat er zurück und betrachtete sein Werk

(Fortsetzung folgt.)

Wie lebte der Alte Fritz?

Ein Gedenkblatt zu seinem 150. Todestage.

Selten hat ein Monarch ein so streng geregeltes Leben geführt, wie der große Philosoph von Sanssouci. Auf seinem Schreibtisch lag ein Kalender, in den alle laufenden Arbeiten des ganzen Jahres wie jedes einzelnen Tages eingetragen wurden, und dieser Terminkalender wurde vom König mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit peinlich genau innegehalten.

In aller Herrgottsfrühe begann Friedrich sein Tagewerk. Im Sommer stand er mit Vorliebe schon um 3 Uhr auf, und selbst im Winter wurde es nur höchst selten später als 4 Uhr. Um diese Zeiten mußte der diensthabende Kammerhusar oder Lakai den König wecken. Friedrich liebte behaglich durchwärmte Räume. In seinem Schlafzimmer wurde daher im Winter die ganze Nacht hindurch ein Kaminfeuer unterhalten, aber selbst im Sommer kam es vor, daß vor dem Aufstehen noch ein wenig Feuer angemacht werden mußte. Nach dem Wecken blieb der König zwar noch etwas im Bett liegen, aber dabei arbeitete er bereits intensiv. Er las nämlich die eingegangenen Briefe, die ihm in einem versiegelten Paket an sein Lager gebracht wurden. Die meisten Eingänge wurden bereits hier entschieden. Der König hatte dabei sein ganz besonderes Verfahren: Bei gewährten Gesuchen bog er das Blatt nach innen, bei abschlägig beschiedenen nach außen um, und bei solchen, die noch nähere Erhebungen bedurften, faltete er es einmal nach außen und einmal nach innen. In diesen drei Gruppen verpackte und versiegelte der König die Post wieder und ließ sie dem diensthabenden Kabinettsrat überbringen. Diejenigen Schreiben, die der König persönlich beantworten wollte, behielt er zurück.

Nach dieser Tätigkeit erhob sich dann der Monarch. Er kleidete sich an, wusch sich in einem silbernen Becken, das ihm ein Lakai darreichte, und ließ sich dann frisieren und die Perücke pudern. Friedrich zog stets hohe Stiefel an: diese durften aber niemals gewichst sein. Nur ein einziges Mal im Jahre trug er Schnallenschuhe und seidene Strümpfe, und das war am Geburtstag der Königin, wenn er sich zu ihr begab, um ihr seine Glückwünsche zu überbringen. Friedrich trug stets die ungestickte Uniform seines I. Bataillons Leibgarde, jedoch mit der Abweichung, daß er anstelle der vorschriftsmäßigen gelblichen Hosen schwarzsamtene Beinkleider wählte. Nur wenn sich der König nicht wohlfühlte, nahm er statt der Uniform einen bequemen Hausrock (Casequin). Dieser war von Samt und zeigte meist Friedrichs Lieblingsfarben, hellblau mit silber. Alle seine Hausröcke waren Handarbeiten, Geschenke seiner Schwestern und Nichten. War das Ankleiden beendet, so setzte sich Friedrich auch im Zimmer meist gleich den Uniformhut auf. Im Alter war seine Abneigung gegen neue Kleidungsstücke so groß, daß die Stiefel, Hüte und Uniformen meist erst von den Kammerhusaren heimlich eine Zeitlang getragen wurden, damit es dem König nicht allzu sehr auffiel.

Inzwischen war die Uhr 5 geworden. Schon wartete der Adjutant des I. Bataillons Leibgarde und der Feldwebel von dessen Leibkompanie, um den Rapport zu überbringen. Diesen nahm Friedrich grundsätzlich persönlich entgegen, denn da er Chef sowohl der Kompanie wie des Bataillons war und es mit dieser Stellung sehr genau nahm, kümmerte er sich um alle Kleinigkeiten. Darauf begab sich der König in sein Schreibzimmer. Hier las er inzwischen noch eingegangene Briefe und frühstückte dabei. Er verzehrte Kaffee oder Schokolade und dazu ganz wenig Gebäck. Das meiste der Süßigkeiten erhielten seine Windspiele, die bereits mit dem Wecken bei ihm eingetreten waren und nun nicht mehr von seiner Seite wichen.

Nach dem Frühstück folgten die Vorträge der Minister und Räte. Der König ging dabei häufig im Zimmer auf und ab und langte in die stets mit Obst gefüllten Fruchtschalen. Für diese Früchte gab der sonst so sparsame König manchen Taler aus, und manchmal machte er sich selbst Vorwürfe über diesen Luxus. So schreibt er einmal an seinen Vertrauten, Fredersdorf: „Zuviel Kirschen gegessen, ich werde mich eine liederliche Reputation machen."

Als erster zum Vortrag erschien der Küchenmeister, eine höchst wichtige Persönlichkeit. Friedrich war nämlich ein anerkannter Feinschmecker, und den Küchenzettel machte er bis zu seinem Tode stets persönlich. Der letzte datiert vom 5. August 1786. Leider kann man beim Lesen des Küchenzettels nicht behaupten, daß der König seiner Gesundheit gemäß lebte; ganz im Gegenteil, denn die von ihm befohlenen Speisen waren für ihr viel zu schwer und vor allen Dingen viel zu stark gewürzt. So war zum Beispiel die von ihm besonders geschätzte Aalpastete derart scharf, daß meist keiner seiner Gäste sie zu essen wagte. Im Trinken dagegen war der Monarch außerordentlich mäßig. Etwas komisch mutet es an, wenn man hört, daß er seinem Kaffee meist einige Senfkörner zusetzte.

Bei den Vorträgen fällte der König meist sofort seine Entscheidungen, die dann mit Bleistift am Rande notiert wurden. Kriegsgerichts- und Kriminal-Urteile dagegen ließ er stets einen Tag liegen, und ehe er ein Todesurteil unterschrieb, ließ er immer mindestens zwei Tage vergehen. Alle entschiedenen Sachen mußten bis spätestens 3 Uhr nachmittags desselben Tages zur Unterschrift fertig sein.

Nach den Vorträgen wechselte das Tagesprogramm je nach Bedürfnis. Entweder hielt der König militärische Übungen ab oder wohnte solchen bei. Im Frühjahr exerzierte er Montags, Mittwochs und Freitags sein 1. Bataillon Leibgarde sogar persönlich. War der König nicht durch Dienst in Anspruch genommen, so hielt er mit den verschiedenen hohen Staatsbeamten Besprechungen ab. Dann ritt der König spazieren, und darauf begab er sich zur Wachtparade, die im Lustgarten, bei ungünstigem Wetter im Langen Stall stattfand.

Pünktlich mu 12 Uhr mittags pflegte der König das Mittagmahl einzunehmen. Er saß gern lange bei Tisch und dehnte daher diese Erholungsstunden häufig bis gegen 3 Uhr aus. Darauf wurden die Unterschriften erledigt. Die Nachmittagsstunden waren durch militärische Besprechungen oder Unterhaltungen mit Gelehrten und Künstlern ausgefüllt. Um 6 Uhr begann das Konzert, bei dem der König stets die erste Flöte spielte. Allerdings war ihm dies nur bis zum Jahre 1779 möglich. Damals ließ er infolge Verlusts der Zähne und der immer mehr zunehmenden Gicht in den Fingern alle seine Flöten wegpacken. „Mein lieber Benda", schrieb er, „ich habe meinen besten Freund verloren". Das waren Worte, die einwandfrei beweisen, welche große Freude dem großen Mann die Musik bereitet hatte.

Am Abend fand dann eine kleine Tafel statt. Nach dem Siebenjährigen Kriege nahm der König daran jedoch nicht mehr aktiv teil, sondern setzte sich nur manchmal mit zu Tisch, aber ohne etwas zu genießen. Dieses kleine Diner dauerte bis 9 Uhr, und bereits eine Stunde später legte sich der König nieder. F.

Friedrich der Große und die Bibel

Von Richard Thassilo Graf von Schlieben.

Soviel man sich auch mit der Persönlichkeit des großen Königs beschäftigt, so werden bis auf den heutigen Tag gar oft unrichtige Urteile über seinen Charakter und seine Weltanschauung gefällt. Mit besonderer Vorliebe stellt man ihn in manchen Kreisen als religionslos hin, indem man sich auf seinen bekannten Ausspruch stützt, daß in seinem Staate jeder nach seiner Fasson selig werden könnte. Gerade dieser Ausspruch wird heute leicht falsch verstanden. Wer daraus schließen will, der Preußenkönig habe einem allgemeinen Individualismus das Wort geredet, der gar zu einer Ablehnung des Christentums sich entwickeln könne, ist sehr im Irrtum. Wenige Wochen nach seinem Regierungsantritt (1740) verfügte der König nicht etwa, daß die Kinder ohne christliche Religion herangebildet werden sollten, sondern, daß die evangelischen Kinder nach evangelischer Fasson und die katholischen Kinder nach katholischer Fasson erzogen werden sollen. Daß sich diese religiöse Toleranz Friedrichs des Großen auch praktisch in glänzender Weise ausgewirkt hat, zeigt sich am deutlichsten in der freundlichen Aufnahme der zahlreichen ihres Glaubens wegen vertriebenen Ausländer. Eine Tatsache, die zu allgemein bekannt ist, um hier näher darauf einzugehen.

Um so weniger dürfte es aber bekannt sein, daß der Alte Fritz staunenswerte Bibelfestigkeit besaß und es dem-

entsprechend verstand, den Geistlichen häufig von ihm selbst ausgewählte Bibelsprüche als Texte für ihre Predigten vorzuschreiben. So gab er den 31 für Glogau und Umgegend neu von ihm angestellten Geistlichen zum Text ihrer ersten Predigt die Worte des 5. Buch Moses, Kap. 20, Vers 10—20: „Wenn du vor eine Stadt ziehest, sie zu bestreiten, so sollst du ihr den Frieden anbieten. Antwortet sie dir friedlich und tut dir auf, so soll all das Volk, das darinnen gefunden wird, dir zinsbar und untertan sein. Will sie aber nicht friedlich mit dir handeln, und will mit dir kriegen, so belagere sie." — Als Schlesien fast ganz erobert war, befahl der König, über 1. Makkab. 15, Vers 33/34 zu sprechen: „Das Land, das wir erobert haben, ist unser väterlich Erbe, und gehört sonst niemand. Unsere Feinde aber haben es eine Zeitlang mit Gewalt und Unrecht inne gehabt. Darum haben wir jetzt wieder das Unsrige zu uns gebracht und niemandem das Seinige genommen."

Wenn behauptet wird, daß Friedrich der Große, den Predigern im allgemeinen nicht sonderlich wohl gesinnt gewesen sei, so tut man ihm damit gewiß Unrecht. Denn, als der berühmte Prediger Burg in Breslau eine Predigt über den Text Psalm 61, Vers 7—8, hielt, den er selbst gewählt hatte, sprach ihm Friedrich nicht nur seine volle Befriedigung über seine Rede aus, sondern belohnte ihn noch durch eine große goldene, sehr wertvolle Medaille. Dem König hatten ganz besonders die Worte des Psalmisten gefallen: „Daß er immer bleibe vor Gott!"

Friedrich der Große verstand aber auch, in ebenso schlagfertiger, wie humorvoller Weise seine Bibelkenntnis bekanntzugeben. Dies zeigt seine Antwort auf das Bittgesuch eines blutjungen Kandidaten der Theologie, der sich höchst ungeniert um die eben freigewordene Stelle eines höheren Geistlichen bewarb. Der König schrieb an den Rand des Bittgesuchs statt jeder Antwort nur: „2. Buch Samuelis, Kap. 10, Vers 5." Zu seinem nicht geringen Schrecken fand der junge, gar zu ehrgeizige Bittsteller in der Bibel beim Nachlesen dort folgende Worte: „Bleibet zu Jericho, bis euer Bart gewachsen, so kommt dann wieder."

Wenn der Alte Fritz sich einmal einem Geistlichen gegenüber eine scherzhafte Bemerkung herausnahm, so war er dann auch gern bereit, sich eine schlagfertige Gegenantwort gefallen zu lassen. Wie z. B. von dem Bischof von Ermland, der gelegentlich seines Besuches in Potsdam zur Tafel geladen war. „Sie können mir unmöglich gut gesonnen sein", sagte der König und spielte damit die Tatsache an, daß der Kirchenfürst infolge des Übergangs seines Sprengels zu Preußen an seinen Einnahmen erhebliche Einbuße erlitten hatte. — „Ich werde nie die Pflichten des Untertanen gegen seinen Monarchen vergessen", antwortete der Bischof sehr diplomatisch. — „Das ist mir sehr lieb zu hören", sagte der König, „denn ich rechne darauf, daß Sie mich unter Ihrem Mantel mit ins Paradies nehmen, falls Petrus mir den Eingang verwehren sollte." — „Das ist leider nicht gut möglich", entgegnete der Bischof, Eure Majestät haben mir den Mantel so beschnitten, daß ich unmöglich noch Contrebande darunter verstecken könnte." — Der König ließ sich diesen etwas bitteren Scherz nicht nur geduldig gefallen, sondern zeichnete den kühnen Sprecher noch durch besonderes Wohlwollen aus. Bei der Kürzung des „Mantels" ist es freilich geblieben.

Die schwierigen Verhältnisse des Landes nach den drei großen Kriegen machten es Friedrich dem Großen natürlich nicht möglich, all die zahlreichen Bittgesuche zu erfüllen, die von vielen Geistlichen im Interesse ihrer Kirchenbesucher an ihn gerichtet wurden. Er mußte ja vor allen Dingen darauf sehen, zuerst zu helfen. In diesem Sinne beantwortete er auch einem Prediger in Pommern die Bitte, eine neue Kirche erbauen zu lassen. Der Prediger hatte gesagt, die alte Kirche sei sehr baufällig, und seine Gemeinde sei durch den Einfall der Russen so schwer geschädigt, daß sie die Kosten für den Kirchenbau nicht aufbringen könne. Der König schrieb an den Rand des Bittgesuchs: „Zur Erbauung der Kirche habe ich jetzt kein Geld; denn ich muß zuerst der Gemeinde helfen. Kann Er nicht mehr in der Kirche predigen, so mache Er es, wie die ersten Prediger, die Evangelisten und Apostel, die predigten im freien Felde, und diese waren gute Prediger und machten ächte Christen!" Aber der Gemeinde wurde sehr tatkräftig geholfen. Und damit erledigte sich später auch der Kirchenbau von selbst. Man ersieht aus der obigen Antwort, daß der Alte Fritz nicht nur im Neuen Testament, sondern auch in der Apostelgeschichte gut Bescheid wußte, und diese seine Kenntnisse praktisch anzuwenden verstand.

Jeder, der sich für die Briefe, Gedichte und Werke Friedrichs des Großen interessiert und sie eifrig liest, wird oft genug darin Stellen finden, die Zeugen tiefen religiösen Gefühls sind. Die Tatsache, daß er auf dem Schlachtfeld von Leuthen nach beendigtem Kampf das herrliche Lied: „Nun danket alle Gott", singen ließ, ist nicht minder ein historischer Beweis für seine wahre tiefinnerliche Religiosität. Und jedem, der die Kapelle im Charlottenburger Schloß besucht, dem drängt sich unwillkürlich die Erinnerung daran auf, daß nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges der siegreiche Herrscher ganz allein hier geweilt hat, um tief bewegt dem ergreifenden Tedeum: „Herrgott, Dich loben wir", dankbaren Herzens zuzuhören.

Vom Alten Fritz.

Der Alte Fritz hatte die Gewohnheit, wenn er abends sich entkleidete und zu Ruhe ging, dem Kammerdiener zu befehlen, ein Gebet vorzulesen, dem er immer mit besonderer Aufmerksamkeit zuhörte.

Als einst ein neuer Kammerdiener zum ersten Mal vorlas, glaubte dieser, es der Ehrfurcht gegen den König schuldig zu sein, die Worte „Der Herr segne dich", so wie sie im Gebet vorkamen, abändern zu müssen und sagte, „Der Herr segne Ew. Königl. Majestät."

„Was lügst du da?, rief der König erregt.

Der Vorleser wurde bestürzt und in der Meinung, dem Monarchen durch diesen Zusatz noch nicht genug Ehre gegeben zu haben, sagte er nun: „Der Herr segne allerhöchst Ihre Königliche Majestät."

Hierüber geriet der König noch mehr in Zorn und rief: „Willst du mir das Gebet verhunzen? Vor Gott bin ich so gut ein Hundsfott wie du! Dich heißt es. Der Herr segne dich, dich, dich! Gegen Gott bin ich nur ein armer Wurm!"

*

Ein Traum vom Alten Fritz.

Wenige Tage nach des Königs Regierungsantritt wurde im Geheimratskollegium ein Bittschreiben eines katholischen Untertans vorgelesen, welcher um die Erlaubnis nachsuchte, sich ein Haus kaufen zu dürfen. Nach den damaligen Landesgesetzen waren die Katholiken vom Erwerb eigener Grundstücke ausgeschlossen.

Friedrich verschob die Erledigung dieser Angelegenheit auf den folgenden Tag und ließ andere Sachen vornehmen. An diesem eröffnete der König die Sitzung mit den Worten:

Meine Herren! Ich habe diese Nacht einen Traum gehabt. Ich war gestorben und kam an die Himmelstür. Ich poche an. Da ruft Petrus: Wer da? Ich antwortete: Ein reformierter Christ! Wir kennen keine reformierten Christen, brummte Petrus, und sagte dann zu mir: Setze dich auf die Bank, bis du zur Erkenntnis kommst. Ich setzte mich auf die lange Bank. Ich hatte noch nicht lange gesessen, da kam wieder eine Seele geflogen, auch diese pochte an. Wer da? so rief abermals Petrus. Ein katholischer Christ! war die Antwort. Wir kennen hier keine katholischen Christen, erwiderte Petrus, setze dich auf die Bank, bis du zur Erkenntnis kommst. So ging es lange fort. Es kamen Pietisten, Quäker, Mennoniten, bis alle Sekten vertreten waren. Aber immer dieselbe Frage und derselbe Bescheid. Als die Bank voll war, und wir uns gegenseitig ausgesprochen hatten, fingen wir an zu singen. Ich begann das Lied: Wir glauben all' an einen Gott und alle stimmten ein. Als der erste Vers zu Ende war, trat Petrus an die Himmelstür und sagte: Singet nicht weiter, ihr könnt alle hereinkommen. Besser wäre es, ihr wäret schon auf der Erde zu dieser Erkenntnis gelangt, da waret ihr aber alle noch Narren! Jetzt erst seid ihr klug geworden!

Mein Traum ist zu Ende, meine Herren! Nun wollen wir doch die Sache mit dem Katholiken aufnehmen. — Der Erfolg läßt sich leicht denken. Der Traum wirkte mehr, als die schönste Demonstration.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.